



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

andrer als das Reich ist somit der Bauherr. Daß das deutsche Volk in den Personen seiner Vertreter das neue Haus vom Reiche geschenkt erhalten sollte, war ja ein schöner Wahn. Es wird sich auch zu trösten wissen, da ihm ja dafür viel schönere Dinge, z. B. die Umsturzvorlage, zugebacht sind. Das neue Haus steht aber nun einmal da, nach dem wacklig gewordenen Helgoland oder nach Kamerun kann es nicht gut abgehoben werden, eine Inschrift muß es auch haben. Ich betrachte es deshalb als die glücklichste Lösung, daß das Reich — sich selbst damit beschenkt. Ich glaubte anfangs, mein alter Freund Schlauch, der, soviel ich weiß, jetzt Geheimrat in Berlin ist, hätte dabei seine Hand im Spiele. Ich bin aber davon zurückgekommen. Denn wie ich ihn kenne, würde er als Freund der Vollständigkeit darauf gedrungen haben, zu schreiben: „Das deutsche Reich seinem lieben deutschen Reiche!“



Litteratur

Emanuel Geibels Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk. Von Karl Leimbach. Zweite, sehr vermehrte und neu bearbeitete Auflage von Max Trippenbach. Mit acht Illustrationen. Wolfenbüttel, 1894

Das Andenken und die Würdigung Geibels hat noch immer unter dem Fluche des dummen Gutzkowischen Witzwortes vom „Wackfischdichter“ zu leiden. Bisher ist noch niemand energisch genug dagegen aufgetreten. Und doch ließen sich an Geibels patriotischer und politischer Dichtung sehr wohl die männlich festen Charakterzüge einer kraftvollen Persönlichkeit zeigen. Diese schöne Pflicht, eine der Hauptpflichten, die Geibels Gedächtnis fordert, läßt auch der neueste Biograph so gut wie unerfüllt. Freilich hätte seine Darstellung bei der Verfolgung dieses Zweckes für eine längere Strecke auf den warmen Ton einer nur dem Helden selbst zugekehrten Begeisterung verzichten und dafür den kühlen Bericht über geschichtliche Zusammenhänge, zeitgenössische Einwirkungen und landschaftliche Abhängigkeit setzen müssen. Jede, auch die bedeutendste Persönlichkeit wurzelt in dem Boden der Vergangenheit und wächst unter dem befruchtenden Regen und Sonnenschein ihrer Zeit. Einem spätern Geschlechte dies Werden und Wachsen anschaulich vor Augen zu führen, ist eine der Hauptaufgaben jeder „Biographie“ oder „Lebensbeschreibung,“ und man sollte sich doch hüten, für diese guten, treffenden Ausdrücke die ganz verfehlte und unzulängliche Bezeichnung „Monographie“ Mode werden zu lassen, die in litterarhistorischen Kreisen schon jetzt beliebt ist. Zu dieser Forderung geschichtlicher Betrachtung gesellt sich eine zweite, eng damit zusammenhängende. Galt jene dem Dichter, so gilt diese hauptsächlich seinem Werke. Ich meine die Beobachtung und Beurteilung des sprachlichen Ausdrucks, der poetischen Darstellungsmittel, des Stils, mit einem Wort die Geschichte der innern Form, die, der künstlerischen Persönlichkeit halb bewußt halb unbewußt, ihr leises Dasein über sie webt wie der immer blühende Blätterwipfel eines Baumes, die ihre Wurzeln tief in den einheitlichen Lebensgrund herrschender Sitte und gemeinsamer Gefühle streckt, mit der des Dichters Gedanken aber doch geheime Zwiesprache tauschen, die ihre Melodien in seine Träume rauscht. Auch diese Aufgabe braucht zu ihrer Lösung die ent-

sagungsvolle Kunst wahrer Philologie und Geschichte. Aber wird bei solcher Behandlung schließlich nicht die kalte Objektivität triumphieren, die mit ihrem Eiseshauch allen warmen innern Anteil ertötet? Wenn nicht noch ein letztes hinzukommt — gewiß! Eine Biographie will Begeisterung für ihren Gegenstand. „Nichts ist öder und trauriger als die sogenannte Objektivität,“ sagte einmal Hermann Grimm. „Wo die Methode die Alleinherrschaft hat, da flieht Geist und Wärme; ein biographisches Werk, das »rein objektiv« verfährt, ist wie ein vom Himmel gefallener Meteorstein.“

Was fröhliche Begeisterung noch vermag, selbst ohne die Hilfe historischer und philologischer Behandlung, zeigt Leimbachs und Trippenbachs Buch über Geibel. Ein verwandter priesterlich-ethischer Zug zwischen den Verfassern — beide sind Theologen — und ihrem Helden giebt der mitgebrachten Begeisterung ein schönes, von innen quellendes Pathos. Trefflich ist denn auch die religiöse Weihe betont, mit der Emanuel Geibel alles aufsaßt: Einzelleben, Wirksamkeit, Liebe, Ehe, Verkehr u. s. w., und anschaulich des Dichters Gegensatz, um einzelnes zu erwähnen, zu dem frivolen Heine hervorgehoben. Auch die Schilderung der von Geibel befüngnen Liebesgefühle, die keineswegs in eine fade Allgemeinheit verlaufen, wie das Märchen vom Backfischdichter glauben machen möchte, ist überall weit über das gewöhnliche Maß ästhetisirender Betrachtung hinaus vertieft, freilich unter Scherer's unmittelbarer Anregung und Einwirkung. Zu diesen allgemeinen Vorzügen der Darstellung gesellen sich zahlreiche Lichtpunkte in der Behandlung von Einzelheiten. So werden namentlich die zuverlässigen Quellenachweise und die Aufschlüsse über Dramenpläne und -Fragmente willkommen sein, so die reichlich und geschickt herbeigezogenen Selbstbekenntnisse des Dichters, sowie aufklärende Analogien und Parallelen zu den Balladen und lyrischen Seelengemälden (Sanssouci, Tiberius, Judas Ischarioth); und die noch aus Leimbachs Feder stammende gründliche Würdigung einzelner Dramen wie Brunnhild, Sophonisbe, Loreley wird dem immer noch nachspulenden läppischen Urteil von Heinrich Kurz bei allen Einsichtigen vollends den Garaus machen. Im sprachlichen Ausdruck ist eine schlichte, warme und dabei rasche Sprache anzuerkennen, wenn auch der künstlerische Schliff und die schöpferische Gestaltungskraft des Wortes fehlt, und eine gar zu große Sparsamkeit des Bildes den männlichern Zügen an Geibel nicht gerecht zu werden vermag. Phantasie und Anschaulichkeit ist auch sonst wohl hie und da zu kurz gekommen, dafür aber hat Gefühl und Stimmung desto liebevollere und erfolgreichere Pflege gefunden. Wir sehen Geibels Dichtergestalt nicht immer plastisch vor uns stehen, aber immer fühlen wir Licht und Wärme seiner Nähe. Man verzeihe den religiösen Vergleich, aber bei diesem Werk zweier Theologen läßt er sich so leicht nicht abweisen; das Buch erzeugt an manchen Stellen wirklich die sonntägliche Andachtsstimmung der tief-sinnig schönen Verheißung: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Damit ist aber das Programm des bescheidenen Vorworts in seinem wesentlichsten Teile erfüllt: im Kreise der deutschen Familie und Schule sucht das Buch vorzugsweise seine Leser, und hier wird es zweifellos erfolgreich dazu beitragen, Geibels „nationalpädagogische Bedeutung“ ins rechte Licht zu rücken und die Verehrer seiner Werke zu vermehren und zu verstärken. Das Werk, dem die sechs Bildnisse des Dichters, sowie das seines Vaters Johannes und das seiner Frau Ida zur Zierde gereichen, sei deshalb herzlich empfohlen.

Wenn es in dem Vorwort weiter heißt: „Zimmerlin darf ich hoffen, auch dem Litterarhistoriker von Fach in den bis auf die neueste Zeit fortgeführten Ver-

zeichnissen des Anhangs (Litteratur über Geibel) eine willkommene Gabe zu bieten,“ so sagt der Verfasser damit gewiß nicht zu viel, denn diese Nachweise sind mit der zuverlässigsten Sorgfalt gegeben. Aber in diesem Zusatz liegt doch zugleich auch der Anspruch, litterarhistorisch rezensirt zu werden. Und das giebt mir wohl die Berechtigung, zum Schluß dieser Besprechung auch auf Einzelheiten berichtend und ergänzend einzugehen. Daß Freiligraths politische Wendung sich aus der „Nacht im Riesengraue“ herzschreibe, die er mit Hoffmann von Fallersleben im August 1843 verbrachte, ist eine politische Fiktion; in der Vorrede zum „Glaubensbekenntnis“ wird man eines andern belehrt. Geibels spätere religiöse Wendung vom orthodoxen Buchstabenglauben weg zu einer freieren, aber deshalb nicht losern, individuellen Religion wird ohne überzeugenden Beweis zu leugnen gesucht. Zwei Ausföhrungen aus Geibels Alter reichen hin, diese innere Wendung zu kennzeichnen. Im Januar 1876 schreibt er an Luise Rugler: „Wenn mir auch alles kirchliche Bekenntniswesen völlig fern liegt, so habe ich doch an mir selbst den Segen höherer Föhrung und Fögung zu oft und zu sichtbar erfahren, als daß ich jemals zum Banner der modernen philosophischen Verneinung schwören könnte.“ Und in den „Spätherbstblättern“ stehen die Verse:

Und meiner Brust ist jener Gottesfrieden,
Der kein Bekenntnis hat, noch braucht, beschieden.

Man sieht, an dieser Stelle der Trippeubachischen Darstellung ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Bei der Schilderung von Geibels Verhältnis zu Freiligrath, dessen richtiges Verständnis für die Würdigung seiner politischen Gedichte so außerordentlich wichtig ist, ist zwar Buchers reichhaltiges Quellenwerk nicht ganz vernachlässigt, aber doch nicht eindringend und reichlich genug ausgebeutet. Aus dem „Türmerkied,“ Frühjahr 1840 in Griechenland unter dem Eindruck eines harmlosen Verschwörungstumultes gedichtet, wird dagegen zu viel herausgelesen; es ist nichts weiter als ein pathetisches Gelegenheitsgedicht, das beim letzten Mainzer Schützenfeste nicht so viel politische Angstmeierei hätte hervorzurufen brauchen. Wenn die liebliche Amanda Trummer, Geibels Ada, mit Klopstocks Cidli verglichen wird, so ist das verfehlt: der Siebenunddreißigjährige steht zu der Ahtzehnjährigen wie der feste Mann zum zarten Kinde, und sein gesundes Wort an Freiligrath: „Weib und Kind zu haben, ist eine Wurzel im Leben, die den ganzen Menschen zusammen und aufrecht erhält,“ hat nichts von nebelhafter Seraphischwärmerci. Die Besprechung des Ostseeliedes hätte doch auf Stolbergs, Heines, Freiligraths u. a. poetische Auffassung des Meeres Bezug nehmen sollen, wenn auch richtig erkannt ist, daß der liebliche, waldumschlossene Ugleisee in Holstein Geibels weicher Naturstimmung ein viel besseres Symbol ist als das „wilde Meer mit der finstern Nacht in der Tiefe.“ Bei der Würdigung von Geibels ästhetischen Anschauungen, die überhaupt unzulänglich ausgefallen ist, die herrliche, aus langer Denkerarbeit und fleißigen Gesprächen mit Moriz Carriere hervorgegangne „Dramatische Epistel“ mit dem billigen Ausdrück „Goldkorn“ abzuthun, ist eine böse Oberflächlichkeit. Unter den litterarischen Stimmen über Geibels dichterische Erscheinung hätte statt Paul Lindaus hohler Phrasen lieber Scherers tüchtiges Urteil zu Worte kommen sollen. Dieser männliche Geist beweist mit seiner Verehrung Geibels, daß in diesem „Platen-Nachkommen“ doch mehr steckt als Melodie und Formenglätte. f. D.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig